



Nachdem die Rebellen den Ort Azaz erobert haben, spielen Kinder auf einem zerstörten Panzer.

Fotos: Stormer/Zeitungspiegel

## Das tödliche Zwiegespräch der Waffen

**Syrien** Die Rebellen haben keinen Zweifel: Die Tage von Baschar al-Assad sind gezählt. Doch die Schlacht um Aleppo ist so brutal und blutig, dass sie unzählige Flüchtlinge und Traumatisierte fordert – und immer wieder Tote. Von Carsten Stormer

**A**uch der Krieg hat seine Ordnung, die Inventarliste muss stimmen. Ganz penibel schreibt einer der Soldaten im Tarnanzug auf, was sich in den Säcken vor ihm befindet: brandneue Scharfschützengewehre, Unmengen Munition, Panzerfäuste, belgische Sturmgewehre und Dutzende von Nachtsichtgeräten, noch in Plastikfolie verschwießt. Wo die Waffenlieferungen herkommen, will er nicht verraten, auch der Kommandeur der knapp drei Dutzend Kämpfer lächelt nur milde und sagt, dass die Rebellen ein paar gute Freunde hätten. Dann verfrachten die Männer die Waffen in Kofferräumen von Privatwagen, Taxis und Kleinbussen. Die Tarnanzüge tauschen sie gegen Zivilkleidung; sie schlüpfen in Jeans und Hemden. Die Soldaten der Freien Syrischen Armee (FSA) quetschen sich in ein halbes Dutzend Fahrzeuge, ihr Ziel: Aleppo.

Im Schutz der Nacht bricht die Gruppe auf, von der Kleinstadt Al-Dana in die 45 Kilometer entfernte Wirtschaftsmetropole, auf Feldwegen umfahren sie die Checkpoints der syrischen Armee. Später auf Motorrädern fahren voraus, kundschaften die Gegend aus, warnen vor Straßensperren, stehen ständig durch Funk in Kontakt mit den Kämpfern, die im Abstand von einigen Kilometern folgen. Mehr als drei Stunden brauchen sie für die kurze Strecke. In den Außenbezirken Aleppos nehmen Rebellen und Aktivisten die Waffen in Empfang und verteilen sie auf verschiedene Viertel der „Die Armee beschließt uns jeden Tag. Aber sie treffen uns nicht.“ Ein Kommandeur der Rebellen

Als die Sonne untergeht, fallen die ersten Granaten auf Atarib, zwei schlagen neben einem Quartier der FSA ein, Rebellen werfen sich auf den Boden des Erdgeschosses, drücken sich in die Ecken des Raumes und verschränken schützend die Arme über ihren Köpfen. Die Granate hat das Gebäude knapp verfehlt, Rauch zieht durch die Fenster, brennt in den Augen. Es riecht nach Schwefel. „Die Armee beschließt uns jeden Tag. Aber sie treffen uns nicht“, lacht ein Kommandeur, der vor der Revolution Politikwissenschaften in der Hauptstadt Damaskus studierte. Zwei weitere Granaten schlagen neben dem Haus des letzten verbliebenen Arztes von Atarib ein. Niemand wird verletzt, aber es ist das erste Anzeichen, dass die Armee zurückschlägt. Nur noch ein kleiner Teil der Rebellenarmee ist zur Verteidigung zurückgeblieben. Wie in allen Dörfern und Kleinstädten im Norden Syriens packen Rebelleinheiten ihre Waffen zusammen und rücken nach Aleppo vor, um die Regimetruppen aus der Großstadt zu vertreiben. Seit Tagen tobten dort Kämpfe.

In Atarib und Al-Dana sind sich die Menschen sicher, dass das Regime am Ende ist. Es ist nicht mehr die Frage ob, sondern wann das Ende kommt. Manche rechnen damit, dass es nur eine Frage von Tagen ist, andere meinen, dass es noch Wochen dauern könnte. Doch in die Freude über die Erfolge der Rebellen mischt sich Sorge. Viele befürchten, dass Assads Regime für die Anschläge in Damaskus und die Kämpfe in Aleppo Rache nehmen wird. Hunderte von Flüchtlingen aus Atarib haben in Al-Dana bei Freunden und Verwandten Zuflucht gefunden. In der Dunkelheit wird aus dem vagen Gefühl Gewissheit: Kurz vor acht Uhr abends durchschneiden Panzergranaten pfeifend und zischend die Luft. Weiße Rauchpilze steigen über Al-Dana auf. Wie ein riesiges Stroboskop durchzucken die Explosionsn die Nacht. Artillerie beschließt die Stadt von allen Seiten. Ein junger Mann zeigt auf ein blinkendes Objekt am Abendhimmel, das leise summt. Eine Drohne fliegt über Al-Dana, Augenblitze später schlagen Raketen in Wohnviertel und Stellungen der FSA ein. Leuchtspurrmunition taucht die Nacht in orangefarbenes Licht. Väter und Mütter, ihre Kinder an den Händen haltend, rennen in

Luft. Weiße Rauchpilze steigen über Al-Dana auf. Wie ein riesiges Stroboskop durchzucken die Explosionsn die Nacht. Artillerie beschließt die Stadt von allen Seiten. Ein junger Mann zeigt auf ein blinkendes Objekt am Abendhimmel, das leise summt. Eine Drohne fliegt über Al-Dana, Augenblitze später schlagen Raketen in Wohnviertel und Stellungen der FSA ein. Leuchtspurrmunition taucht die Nacht in orangefarbenes Licht. Väter und Mütter, ihre Kinder an den Händen haltend, rennen in



Ein schwer verletztes Opfer eines Granatengriffs in Al-Dana wird versorgt.

Inmitten des Chaos eilt Doktor Ibrahim, der einzige Arzt des Krankenhauses, von Körper zu Körper. Seine weißen Haare stehen wirr von seinem Kopf ab, um seinen

Hals baumelt ein Stethoskop, sein Kittel ist blutverschmiert. Er geht zu einem Mann, der auf einer Bahre liegt, von der Blut tropft, das sich am Boden zu einer großen Pfütze sammelt. Er leuchtet mit einer Taschenlampe in die Augen des Patienten, die Pupillen sind gebrochen. Doktor Ibrahim dreht ihn auf den Bauch. Den Rücken hat ein Schrapnell aufgerissen. Doktor Ibrahim schüttelt den Kopf. Der Mann ist tot. Pfleger tragen ihn fort, dabei kippt sein Kopf nach hinten.

Der Doktor kämpft sich durch die Menge zum nächsten Patienten vor, schiebt weinende und schreiende Menschen beiseite. Ein FSA-Kämpfer liegt am Boden – auch er tot. Im gleichen Augenblick wird ein weiterer Toter hereingetragen. Auf einer Sitzbank liegt ein Bewusstloser, dessen Fuß nur noch an einem Hautfetzen am Unterschenkel baumelt. Pfleger tragen ihn in das Operationszimmer. „Was machen diese Toten schon noch aus“, fragt der Arzt in brüchigem Englisch. „Wir Syrer werden täglich ermordet, im ganzen Land. Und niemanden interessiert das.“

Ein paar Straßenzüge weiter, im Erdgeschoss des Hauses von Abu Mustafa, kauen acht Menschen auf dem Boden und lauschen den Einschlägen, die immer näher kommen. Abu Mustafa, ein 54-jähriger Mann mit weißem Bürstenhaarschnitt und rasselndem Husten, raucht Kette und streichelt seinen zwei kleinen Enkelinnen übers Haar, die sich verängstigt an seine Brust drücken.

„Mafi muschekallah, mafi muschekallah“, murmelt er unentwegt. Alles kein Problem. Sein Gesicht lächelt, seine Augen nicht. Seine Hände zittern. Da er zu alt zum Kämpfen ist, dient sein Erdgeschoss als Lazarett für verwundete FSA-Kämpfer. „Das ist mein Beitrag zur Revolution“, sagt er und zuckt bei jeder Detonation zusammen. Neben ihm liegt der 21-jährige Hassan Abid in einem Krankenbett. Eine Kugel zertrümmerte ihm während der Kämpfe um Atarib das rechte Bein. Sein Gesicht ist aschfahl, er betet und drückt sich bei jedem Einschlag ein Kissen wie einen Schild, der ihn vor der Gefahr schützen soll, auf sein Gesicht. Im Laufe der Nacht kommen zwei FSA-Kämpfer zum Schutz der Verletzten und der Familie. Die Angst, dass Armee- und Schabiha-Verbände die Stadt stürmen und ein Massaker wie in Houla oder Tremeh anrichten, sitzt tief.

Eine Granate schlägt neben Abu Mustafas Haus ein, die Wände wackeln, eine Fensterscheibe splittert. Diejenigen, die laufen können, suchen unterm Treppenhaus Schutz. Abu Mustafa bleibt im Wohnzimmer und rollt einen Gebetsteppich aus. Während Granaten auf Al-Dana fallen, spricht Abu Mustafa mit einem befreundeten Taxifahrer und den FSA-Kämpfern das Morgengebet. Die Augen geschlossen, die Hände Richtung Mekka gerichtet, bittet er Allah um Schutz. Neun Stunden lang dauert der Beschuss. Die letzte Bombe fällt um 4.35 Uhr. Sie tötet zwei Schwestern in ihrem Haus. Familienangehörige suchen mit einer Taschenlampe in den Trümmern nach Leichenteilen. Das, was von den Frauen übrig ist, ein Arm, ein Fuß, Teil eines Kopfes, ein Torso ohne Kopf, Gehirnmasse legen sie behutsam in eine schwarze Mülltüte. Dann geht die Sonne auf.

Ein Granate schlägt neben Abu Mustafas Haus ein, die Wände wackeln, eine Fensterscheibe splittert. Diejenigen, die laufen können, suchen unterm Treppenhaus Schutz. Abu Mustafa bleibt im Wohnzimmer und rollt einen Gebetsteppich aus. Während Granaten auf Al-Dana fallen, spricht Abu Mustafa mit einem befreundeten Taxifahrer und den FSA-Kämpfern das Morgengebet. Die Augen geschlossen, die Hände Richtung Mekka gerichtet, bittet er Allah um Schutz. Neun Stunden lang dauert der Beschuss. Die letzte Bombe fällt um 4.35 Uhr. Sie tötet zwei Schwestern in ihrem Haus. Familienangehörige suchen mit einer Taschenlampe in den Trümmern nach Leichenteilen. Das, was von den Frauen übrig ist, ein Arm, ein Fuß, Teil eines Kopfes, ein Torso ohne Kopf, Gehirnmasse legen sie behutsam in eine schwarze Mülltüte. Dann geht die Sonne auf.

## Schröders Magerkost

**Kitausbau** Statt zu spalten, sollte die Familienministerin alle Kräfte bündeln für einen Erfolg. Von Barbara Thurner-Fromm

**K**ristina Schröder gilt nicht unbedingt als Aktivposten der Bundesregierung, und ihre jüngsten Äußerungen zum Ausbau der Kindertagesstätten dürften kaum dazu beitragen, dieses negative Bild zu korrigieren. Denn die CDU-Politikerin wirft darin den Ländern Geheimniskrämerei im Hinblick auf die Ausbauzahlen vor, die sie an den „Geheimdienst-Untersuchungsausschuss“ erinnert, und droht zugleich, Fördergelder nur noch an westdeutsche Länder mit hohem Nachholbedarf zu vergeben.

Was für ein schräger Vergleich! Und was für ein hilfloser Versuch, das wichtigste gesellschaftspolitische Projekt zum Erfolg zu führen. Angesichts der großen Probleme, das Recht auf einen Kitaplatz für einjährige Kinder bis Mitte 2013 einzulösen, müsste Schröders Anliegen sein, alle Kräfte zu mobilisieren, um den Kitausbau zu forcieren und Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Denn jeder fehlende Platz kann eingeklagt werden. Ein Riesenproblem ist etwa der eklatante Mangel an qualifizierten Erziehern. Doch statt die Länder an einen Tisch zu holen, um konkrete Schritte zu vereinbaren, die helfen, versucht Schröder, die Länder gegeneinander auszuspielen. Von ähnlicher Güte ist ihr Vorschlag, Kitas aus Preisgründen statt in der Stadt in Gewerbegebieten zu bauen. Politische Gestaltungskraft sieht anders aus.

## Ins Leere

**Energiewende** Minister Rösler hat Unrecht mit der Forderung nach weniger Umweltschutz. Von Bernhard Walker

**S**chade, dass das Wort von der „Saure-Gurken-Zeit“ in Vergessenheit geraten ist. Denn viel treffender als der inzwischen gebräuchliche Begriff „Sommerloch“ macht das alte Wort deutlich, wie seitens so manche Debatten gerade in den Wochen verlaufen, in denen die Berliner Politik im Urlaub weilt. Ein Beispiel dafür ist der Vorstoß von Wirtschaftsminister Rösler, der nun zum x-ten Mal verlangt hat, beim Ausbau der Stromnetze Umwelt- und Naturschutzauflagen zu lockern. Bisher ist seine Anregung ins Leere gelaufen. Dieses Schicksal hat auch die Neuauflage verdient.

Natürlich ist der Netzausbau, der für die Energiewende nötig ist, ein überaus ehrgeiziges Vorhaben. Es gelingt aber kein Jota schneller und einfacher, wenn Standards sinken. Ganz im Gegenteil würde dies den Widerstand nur stärken, den es vor Ort gegen den Ausbau gibt. Das sehen übrigens auch Firmen so, die wie 50Hertz oder TenneT Netze betreiben. Sie haben sich schon im November 2011 mit Umweltverbänden auf das Ziel verständigt, Ausbau und Naturschutz nicht als Gegensatz, sondern als zwei Seiten ein und derselben Medaille zu verbinden. Und Boris Schucht von 50Hertz erklärt, dass sein Unternehmen heute gut in der Lage sei, neue Trassen mit Naturschutz in Einklang zu bringen. Umso mehr stellt sich die Frage, für wen der Wirtschaftsminister eigentlich spricht.

## Unten rechts

## Explosives

**B**evor der Ölpreis endgültig explodiert, muss etwas passieren. Da sind wir uns alle einig. Wind, Wasser, Sonne – alles ist recht, solange es verspricht, unseren Energiehunger auf Dauer zu stillen. Und seit das Kernkraftwerk Fukushima in die Luft ging, sind selbst die großen Energiekonzerne kleinlaut geworden. Wer will schon einen Brocken Uran durch sein Wohnzimmer fliegen sehen? Dumm nur, dass die schöne neue Energiewelt nicht immer so schön ist, wie wir es gern hätten. Ein knatterndes Windrad vor seinem Haus will keiner. Schließlich kommt der Strom doch aus der Steckdose.

Wenigstens auf hoher See haben wir diese Probleme nicht, dachten wir – bis neulich eine Weltkriegsmine vor Borkum gefunden wurde. Fast 1,3 Millionen Tonnen liegen davon noch auf dem Grund von Nord- und Ostsee und könnten für jeden Windpark zum explosiven Problem werden. Welche Firma will schon ihre Arbeiter durch die Luft fliegen sehen? Einfach sprengen geht auch nicht, weil dadurch die Ortungsorgane der Schweißwale beschädigt werden könnten. Orientierungslos umherirrende Meeressäuger wären nun wirklich kein schöner Anblick. Und wo kämen wir hin, wenn es tief unter der Wasseroberfläche ebenso zugehen würde wie hoch oben in der Politik? Heiko Rehmann